

Albert Schmelzer

Vom Idealismus zum Terror – Ulrike Meinhof

Das Jahr 1968 liegt 30 Jahre, etwa eine Generation, zurück. Für die damals Beteiligten ist es zu einer Chiffre geworden für Protest und Aufbruch – gegen die Gewalt des Vietnam-Krieges, gegen den »Muff unter den Talaren« der universitären Elite, gegen das »Establishment« in Politik und Gesellschaft – für mehr Selbstbestimmung und Solidarität. Ganz anders stellt sich das Jahr denjenigen dar, die heute in die Oberstufen unserer Schulen gehen: Die Anspielung auf 1968 ruft gelegentlich – soweit überhaupt mehr als reichlich verschwommene Vorstellungen vorhanden sind – eine gewisse Aversion gegen die Intellektualität, Arroganz, manchmal auch Weinerlichkeit der »APO-Opas« hervor. Die wiederum beklagen von ihrer Warte aus, die heutige Jugend sei zu angepaßt, politisch indifferent, ohne Kampfgeist und ohne Visionen.

1968 – so zeigen die unterschiedlichen Bilder – ist inzwischen Geschichte geworden. Soll das damals Geschehene nicht verdrängt oder völlig vergessen werden, stellt sich die Aufgabe, es im Unterricht zu thematisieren – Gelegenheit dazu bietet beispielsweise die Geschichtsepoche der 9. Klasse, in der die Neuzeit unter dem Gesichtspunkt der leitenden Ideen des Liberalismus, der Demokratie und des Sozialismus behandelt wird.¹ Der folgende Beitrag möchte dazu auf dem methodischen Hintergrund eines »narrativen [erzählenden] Geschichtsunterrichts«² durch eine schlichte biographische Darstellung über Ulrike Meinhof anregen.

Wenn damit auch keinesfalls beansprucht werden kann, auch nur annähernd die ganze Breite der damaligen Impulse aufleben zu lassen, so spiegelt doch ihr Leben und Tod in einer symptomatischen Facette einen Aspekt der Größe und Tragik der Studentenbewegung: Ein idealistischer Aufbruch mit den Qualitäten politischer Wachsamkeit, analytischer Schärfe und ethischer Betroffenheit kippte um in Terror. Welche Erkenntnisprozesse im Unterricht durch solch eine Darstellung in Gang gesetzt werden können, wird am Ende des Beitrags angedeutet.

Am 7. Oktober 1934 geboren, wuchs Ulrike Meinhof mit ihrer vier Jahre älteren Schwester in einer von lebendiger Religiosität geprägten anti-faschistisch eingestellten Familie auf. Ihr Vater, Direktor des Stadtmuseums in Jena, starb, als

1 Vgl. dazu: Albert Schmelzer, Erwachen für die Welt. Zum Oberstufenlehrplan in Deutsch und Geschichte, in: »Erziehungskunst« 6/1994, S. 557 ff. und: ders., Das Ringen um Liberalismus, Demokratie und Sozialismus, in: »Erziehungskunst« 12/1996, S. 1297 ff.

2 Vgl. zur geschichtsdidaktischen Diskussion etwa: G. Schmidt, Geschichtserzählung, in: K. Bergmann u.a., Handbuch der Geschichtsdidaktik, Düsseldorf³1985, S. 493 f.

Ulrike 6 Jahre alt war. Bald darauf lud ihre Mutter, die ein Studium in Kunstgeschichte begonnen hatte, ihre Mitstudentin und Freundin Renate Riemeck ein, bei ihnen zu wohnen. Beide Frauen legten das Staatsexamen ab, gemeinsam entschieden sie sich, die sowjetisch besetzte Zone zu verlassen, um nach Oldenburg zu ziehen. Sie traten der SPD bei und wurden Lehrerinnen.

Eine Schülerin und Studentin mit Zivilcourage

Als 1949 Ulrikes Mutter an einer Krebserkrankung starb, wurde Renate Riemeck, inzwischen Professorin für Pädagogik, zur Pflegemutter und zum bewunderten Vorbild. Ulrikes Interesse für Literatur, Kunst, Geschichte und Politik entzündete sich in zahlreichen Gesprächen mit der engagierten älteren Freundin. In der Schule fiel Ulrike durch ihre hohe Begabung, aber auch ihre Zivilcourage auf: Sie arbeitete in der Schülermitverwaltung und bei der Schülerzeitung mit, und sie hatte den Mut zu widersprechen, wenn sie etwas als ungerecht empfand. Als ein Lehrer der Oberstufe sie einmal anschrie, entgegnete sie in aller Seelenruhe: »Herr Studienrat, ich glaube, es ist nicht üblich, mit einer Schülerin der Oberstufe so laut zu sprechen.«³ Der Lehrer lief rot an und brüllte weiter. Da packte Ulrike ihre Sachen, stand auf und ging hinaus. Konferenzen wurden abgehalten, Ulrike sollte die Schule verlassen. Doch Renate Riemeck setzte sich für sie ein, so durfte sie bleiben.

Nach dem Abitur studierte Ulrike in Marburg Pädagogik und Psychologie, gleichzeitig kämpfte sie in dem »Sozialistischen Deutschen Studentenbund« (SDS), der Studentenorganisation der SPD, gegen Pläne zur atomaren Bewaffnung der Bundeswehr. Ende Mai 1958 wurden in elf Universitätsstädten Kundgebungen abgehalten: Studenten in Schlips und Kragen und Studentinnen in Röcken demonstrierten gegen die Remilitarisierung. In dieser noch stark konservativ eingefärbten Nachkriegszeit war es eine Sensation, als in Münster nach einem Pfarrer, einem Gewerkschafter und einem Professor eine junge, kaum zwanzigjährige Frau das Podium betrat: Ulrike Meinhof. Bald darauf lernte sie Klaus Rainer Röhl, den Chefredakteur von »konkret«, einer links eingestellten Kultur-

Ulrike Meinhof als Studentin (Foto dpa)



3 Mario Krebs, Ulrike Meinhof: Ein Leben im Widerspruch, Reinbek 1988, S. 25

zeitschrift, kennen. Ulrike fing an, politische Kommentare zu schreiben, forderte zu Verhandlungen mit der DDR auf und wurde selbst Chefredakteurin von »konkret«. 1961 heiratete sie Klaus Rainer Röhl. Als sie ein Jahr darauf ein Kind erwartete, begann Ulrike unter starken Kopfschmerzen zu leiden. Untersuchungen ergaben, daß die Störung im Gehirn liegen mußte. Vor die Wahl gestellt, sich operieren zu lassen oder das Kind zu bekommen, weigerte sich Ulrike, die Schwangerschaft abbrechen zu lassen. Es wurden Zwillinge geboren: Bettina und Regine. Erst danach unterzog sich Ulrike dem chirurgischen Eingriff; dabei stellte sich der »Tumor« als Blutgefäßerweiterung heraus. Fast drei Monate mußte sie in der Klinik bleiben, doch trotz ihrer angeschlagenen Gesundheit und den gewachsenen familiären Aufgaben schonte sie sich nicht; die journalistische Arbeit und die politischen Aktivitäten wurden bald wieder aufgenommen.

Proteste werden zu Verbrechen gestempelt

In den 60er Jahren eskalierte der Krieg zwischen dem kommunistischen Norden Vietnams und dem von den USA protegierten Süden; immer massiver griff die Luftwaffe der Vereinigten Staaten in die Kämpfe ein, Angriffe gegen die Städte Nordvietnams wurden geflogen, die Deiche entlang des Roten Flusses bombardiert. Der Terror gegen die Zivilbevölkerung löste weltweite Proteste aus, in Deutschland begann sich eine Außerparlamentarische Opposition zu formieren. Als der amerikanische Vizepräsident Hubert Humphrey im Frühjahr 1967 Deutschland besuchte, riefen die Studenten zu Demonstrationen auf; die »Kommune I«, eine revolutionäre Wohngemeinschaft, plante ein »Happening«: Humphrey sollte mit Pudding beworfen werden. Doch als die Gruppe ihr Vorhaben an einigen Bäumen im Grünewald ausprobierte, wurde sie entdeckt. Eine Welle der Empörung schwappte durch die Zeitungen, dabei wurde aus dem Puddingattentat unversehens ein Sprengstoffanschlag. »Bild« druckte eine fette Schlagzeile: »Geplant: Berlin – Bombenanschlag auf US-Vizepräsidenten.« Ulrike Meinhof nahm die Vorgänge zum Anlaß, ihrerseits in »konkret« einen politischen Kommentar zu schreiben: »Nicht Napalmbomben auf Frauen, Kinder und Greise abzuwerfen, ist demnach kriminell, sondern dagegen zu protestieren. Nicht die Zerstörung lebenswichtiger Ernten, was für Millionen Hunger und Hungertod bedeutet, ist kriminell, sondern der Protest dagegen, es gilt als unfein, mit Pudding und Quark auf Politiker zu zielen, nicht aber, Politiker zu empfangen, die Dörfer ausradieren lassen und Städte bombardieren ... Napalm ja, Pudding nein.«⁴

Ähnlich scharf nahm Ulrike Meinhof Stellung, als bald darauf der Schah von Persien mit seiner Frau Farah Diba zum Staatsbesuch erwartet wurde. Während die Illustrierten in Schilderungen von der Pracht des Kaiserthrons schwelgten und Farah Diba in einem persönlichen Beitrag für die »Neue Revue« die Zustände in Persien in einem rosaroten Licht malte, schrieb Ulrike in einem »offenen Brief«:

4 Zit. nach: Stefan Aust, Der Baader-Meinhof-Komplex, Hamburg 1988, S. 42

»Sie erzählen da: Der Sommer ist im Iran sehr heiß, und wie die meisten Perser reiste ich auch mit meiner Familie an die Persische Riviera am Kaspischen Meer. Wie die meisten Perser – ist das nicht übertrieben? Die meisten Perser sind Bauern mit einem Jahreseinkommen von weniger als 100 Dollar. Und den meisten persischen Frauen stirbt jedes zweite Kind – 50 von 100 – vor Hunger, Armut und Krankheit, und auch die Kinder, die in 14stündigem Tagwerk Teppiche knüpfen, fahren auch – die meisten? – im Sommer an die Persische Riviera am Kaspischen Meer? – Sie schreiben: In diesem Punkt ist das iranische Grundgesetz sehr strikt. Der Schah von Persien muß einen Sohn haben. Merkwürdig, daß dem Schah ansonsten die Verfassung so gleichgültig ist, daß keine unzensurierte Zeile in Persien veröffentlicht werden darf, daß nicht mehr als drei Studenten auf dem Universitätsgelände von Teheran zusammenstehen dürfen, daß Mossadeghs Justizminister die Augen ausgerissen wurden, daß Gerichtsprozesse unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfinden, daß die Folter zum Alltag der persischen Justiz gehört ... Wir wollen Sie nicht beleidigen: Wir wünschen aber auch nicht, daß die deutsche Öffentlichkeit durch Beiträge wie den Ihren in der Neuen Revue beleidigt wird.

Hochachtungsvoll Ulrike Meinhof«⁵

Der folgende Schah-Besuch führte zur Eskalation der Auseinandersetzungen zwischen den protestierenden Studenten und dem »Establishment«; die entscheidenden Ereignisse spielten sich am 2. Juni 1967 in Berlin ab. Als das Kaiserpaar am Abend die Deutsche Oper besuchte, um der Aufführung der »Zauberflöte« zu lauschen, hatten sich zahlreiche Demonstranten versammelt. Sprechchöre wie »Schah, Schah, Scharlatan« oder »Mörder, Mörder« wurden laut. Studenten warfen Tomaten, Farbeier und Mehlütten, ohne allerdings den von Polizei und persischen Anhängern gut abgeschirmten Schah zu treffen. Erst als Reza Pahlevi und seine Frau in der Oper verschwunden waren, wurde – wie zuvor vereinbart – der Einsatzbefehl gegeben; mit gezogenen Gummiknüppeln stürmte die Polizei auf die Demonstranten los, einzelne Suchtrupps, auch in Zivil, rückten den Fliehenden nach, um vermeintliche Rädelsführer festzunehmen. Es folgte die brutalste Knüppelei, die Berlin in der Nachkriegszeit erlebt hat. Zahlreiche Studenten brachen blutüberströmt zusammen, auch Unbeteiligte wurden attackiert.

In der Nähe des Grundstücks Krumme Straße 66/67 kam es zu einem Handgemenge. Einige Beamte glaubten, einen Drahtzieher ausgemacht zu haben, einen Studenten mit Schnurrbart, rotem Hemd und Sandalen ohne Socken. Sie stürzten auf ihn zu, rissen ihn zu Boden, Demonstranten eilten hinzu, der Verdächtige suchte zu fliehen. Polizisten setzten nach, erreichten ihn und traktierten ihn mit Schlägen. In diesem Augenblick war Kriminalobermeister Karl-Heinz Kurras zur Stelle, in der Hand eine entscherte Pistole, kaum einen halben Meter vom Kopf des Demonstranten entfernt. Plötzlich löste sich ein Schuß, die Kugel drang über dem rechten Ohr in das Gehirn und zerschlug die Schädeldecke. »Bist du

5 Ebenda, S. 45, auch zum folgenden: S. 49 ff.

wahnsinnig, hier zu schießen?» schrie einer der Beamten Kurras an. Der aber stammelte: »Die ist mir losgegangen.«

Im Städtischen Krankenhaus Moabit konnte nur noch der Tod des Studenten festgestellt werden. Es handelte sich um Benno Ohnesorg, Pazifist und aktives Mitglied der Evangelischen Studentengemeinde. Er hatte zum ersten Mal an einer Demonstration teilgenommen. Als Heinrich Albertz, Regierender Bürgermeister von Berlin, den Schah am nächsten Morgen fragte, ob er von dem Toten gehört habe, bekam er zur Antwort: Ja, das solle ihn nicht beeindrucken, das geschehe im Iran jeden Tag.

Eskalation – der Anschlag auf Rudi Dutschke

Von nun an eskalierte die innenpolitische Auseinandersetzung; Brandanschläge auf Frankfurter Kaufhäuser gaben der Presse reichlich Gelegenheit, die studentische Opposition als gewalttätig hinzustellen. Zielscheibe zahlreicher wütender Artikel war vor allem Rudi Dutschke vom SDS, immer stärker anerkannter Wortführer der Studenten. Die rechtsradikale »Deutsche Nationalzeitung« schrieb unter dem Datum des 22. März 1968: »Stoppt Dutschke jetzt! Sonst gibt es Bürgerkrieg. Die Forderung des Tages heißt: Stoppt die linksradikale Revolution jetzt! Deutschland wird sonst das Mekka der Unzufriedenen aus aller Welt.«

Unter der Schlagzeile waren, aufgereiht wie Fahndungsbilder, fünf Fotos von Dutschke zu sehen.

Diesen Artikel trug der 24jährige Anstreicher Josef Bachmann bei sich, als er, eine Pistole im Schulterhalfter, am 11. April 1968 im Interzonenzug von München nach Berlin fuhr. Dort erkundigte er sich beim Einwohnermeldeamt, wo Dutschke wohnte und nahm dann einen Autobus in Richtung der angegebenen Adresse: Kurfürstendamm 140. Er sah Dutschke, der gerade Medizin für seinen dreijährigen Sohn holen wollte, mit einem Fahrrad aus dem Haus kommen, fragte ihn: »Sind sie Rudi Dutschke?« zog dann die Pistole und schoß dreimal. Blutüberströmt brach der Studentenführer zusammen. Erst Tage später wurde klar, daß Dutschke überleben würde.

Nach erstem Entsetzen und stummer Wut diskutierten die Studenten im Audimax der Technischen Universität über das Geschehene. Wer da geschossen hatte, das war nicht ein Verrückter, verhetzter Einzelner, das war die Presse, das waren vor allem die rechtskonservativen Blätter! Keine Springer-Zeitung darf heute die Druckerei verlassen – entsprechend dieser Parole agierten die Studenten.

Doch eine Barrikade aus nebeneinander gestellten Wagen, vor dem Verlags- haus spontan aufgebaut, wurde schnell von der Polizei durchbrochen, als die ersten Auslieferungsfahrzeuge herankamen. So fanden Molotowcocktails reißenden Absatz, und bald stand die Wagenhalle in Brand. Fotos mit brennenden Lastwagen gingen am nächsten Tag durch die Zeitungen – ein schlagender Beweis für die Gewalttätigkeit der Studenten! Denn noch war nicht bekannt, was sich später herausstellen sollte: Der Mann, der den Weidenkorb mit zündfertigen

Molotowcocktails bereitgestellt hatte, Peter Urbach, war Agent des Verfassungsschutzes.

Ulrike Meinhof hatte all diese Ereignisse miterlebt, stumm hatte sie nach dem Attentat auf Dutschke an der Versammlung in der SDS-Zentrale teilgenommen, war mitgezogen zum Audimax und dann zum Springer-Verlagshaus. Erst einen Tag später nahm sie auf einem teach-in Stellung, dann aber pointiert: »Wirft man *einen* Stein, so ist das eine strafbare Handlung. Werden tausend Steine geworfen, ist das eine politische Aktion. Zündet man *ein* Auto an, ist das eine strafbare Handlung, werden Hunderte Autos angezündet, ist das eine politische Aktion.«⁶

»Du sollst töten – um höherer Zwecke willen«

Diese Sätze deuten an, was in ihr rumorte: Das bloße Analysieren, die politische Aufklärung reichten nicht aus – es mußte gehandelt werden, notfalls mit Gewalt. Im Rahmen einer solchen Strategie der Systemveränderung suchte die Studentenbewegung ihre Basis zu erweitern, einerseits durch stärkere Nähe zur Arbeiterschaft, andererseits durch Kontakt zu den Randgruppen der Gesellschaft: Obdachlose, Heiminsassen und Fürsorgezöglinge. Ulrike Meinhof begann mit der Arbeit an dem Film »Bambule«, er beruht auf Aussagen von Fürsorgezöglingen und greift scharf die Zustände in Heimen an: gefängnisähnliche Isolation, körperliche Züchtigung, autoritäre Erziehungsmethoden und mangelnde Berufsausbildung.

Ihre stärkere Nähe zur Studentenbewegung, die neuen Einsichten und Bekanntschaften hatten für Ulrike auch persönliche Folgen: Schon Anfang 1968 hatte sie sich von Klaus Rainer Röhl getrennt, damit aber auch vom großbürgerlichen Lebensstil und ihrer Villa in Hamburg und war nach Berlin gezogen. Bald darauf, im April 1969, folgte ein weiterer Schritt: Ulrike beendete ihre Mitarbeit bei »konkret« – das Blatt sei ein linksradikales Alibi ohne systemverändernde Konsequenzen. Bei einer Aktion gegen die Redaktion auf dem Hamburger Gänsemarkt wurde ein entsprechendes Flugblatt verteilt:

»Überm Schreibtisch Che Guevara,
unterm Schreibtisch Mc Namara.
Ihr fahrt mit der Straßenbahn,
der Chef reist mit 'nem Porsche an.
Macht Schluß mit dem konkreten Mief
und schafft ein APO-Kollektiv.«⁷

In den nächsten Monaten machte Ulrike die Bekanntschaft von Gudrun Ensslin und Andreas Baader, die inzwischen ihre Strafe für eine Kaufhaus-Brandstiftung in Frankfurt abgesessen hatten; beide verfolgten eine sozialrevolutionäre Strategie nach dem Vorbild der »Black Panther«, der gewalttätigen Bewegung der

6 Ebenda, S. 67

7 Ebenda, S. 80

Schwarzen in den USA. An einem der gemeinsam verbrachten Diskussionsabende ließ sich Ulrike überreden, LSD zu nehmen. Die Stimmung wechselte abrupt, pendelnd zwischen Heiterkeit und Aggressivität, Brutalität und geträumter Gemeinsamkeit. Ulrike konnte sich nicht konzentrieren und wurde von Angst gepackt, der Angst, verrückt zu werden, die sie bei der Operation kennengelernt hatte. Im Verlauf der Nacht sprach ihr Gudrun Ensslin ein neues, revolutionäres »Glaubensbekenntnis« vor – alle zehn Gebote müßten gebrochen werden: »Du sollst töten – um höherer Zwecke willen«.

Nicht lange danach, als Baader erneut festgenommen wurde, stand Ulrike tatsächlich vor der Entscheidung: Sollte sie mitmachen und sich damit in die gefährliche Zone der Illegalität begeben? Sollte sie sogar selbst Gewalt anwenden? Oder sollte sie nichts tun und so – wie ihr vorgehalten wurde – die Freunde verraten?

Man plante ein Buchprojekt, um Baader – zumindest zeitweise – aus dem Gefängnis herauszuholen; Ulrike sollte mit ihm über randständige Jugendliche schreiben. Zu diesem Zweck erhielt Baader die Erlaubnis, im »Institut für soziale Fragen« zusammen mit Ulrike Zeitschriften aus den 20er Jahren einzusehen. Dabei sollte Baader mit Waffengewalt befreit werden, ohne Ulrike, deren Abneigung gegen Waffen bekannt war, unmittelbar zu beteiligen.

Doch die Aktion verlief anders als gedacht: Der beteiligte »Waffenexperte« verlor die Nerven, schoß anstelle mit der Gaspistole mit einer echten und verletzte einen Institutsangestellten schwer. In dem Durcheinander sprang mit Baader und den Befreiern auch Ulrike aus dem Fenster. Es war ein Sprung in die dauernde ungewollte Illegalität.

Sprung in die Illegalität – Haft – das Ende

Einmal im Untergrund, änderte sich das Leben Ulrike Meinhofs radikal: Getrennt von ihren Kindern, die zum Vater zurückkehrten, nahm sie mit Baader, Ensslin, dem Rechtsanwalt Horst Mahler, mit Petra Schelm und anderen Mitgliedern der sich bildenden »Roten Armee Fraktion« (RAF) an der militärischen Ausbildung in einem jordanischen Palästinenserlager teil, sie erlebte die Spannungen innerhalb der Gruppe mit, sie beteiligte sich an Banküberfällen, fälschte Pässe, beriet Sprengstoffanschläge – bis sie dann am 15. Juni 1972 verhaftet wurde.

Die Mitglieder der RAF – kurz zuvor waren Andreas Baader, Holger Meins, Jan Carl Raspe und Gudrun Ensslin festgenommen worden – erhielten verschärfte Einzelhaft. Ulrike Meinhof wurde in einen Teil des Gefängnisses von Köln-Ossendorf verlegt, in dem sich außer ihr niemand befand; sie war also nicht nur von allen sozialen Kontakten isoliert, sondern auch akustisch; das Zimmer war weiß gestrichen, Bilder durften nicht aufgehängt werden, die Neonbeleuchtung wurde auch nachts nicht ausgeschaltet, es war immer kühl in der Zelle, nur alle 14 Tage durfte sie Besuch von Verwandten bekommen, wobei immer ein Beamter mit anwesend war. Über diese Zeit im toten Trakt vom 16. Juni 1972 bis zum 9. Februar 1973 hat sie später geschrieben:

»Das Gefühl, es explodiert einem der Kopf (das Gefühl, die Schädeldecke müßte eigentlich zerreißen, abplatzen), ... das Gefühl, die Zelle fährt. Man wacht auf, macht die Augen auf: die Zelle fährt; nachmittags, wenn die Sonne reinscheint, bleibt sie plötzlich stehen. Man kann das Gefühl des Fahrens nicht absetzen.

Das Gefühl, man verstummt – man kann die Bedeutung von Worten nicht mehr identifizieren, nur noch raten – der Gebrauch von Zischlauten ist absolut unerträglich – Kopfschmerzen – Satzbau, Grammatik, Syntax – nicht mehr zu kontrollieren. Beim Schreiben: zwei Zeilen – man kann am Ende der zweiten Zeile den Anfang der ersten nicht behalten – das Gefühl innerlich auszubrennen.«⁸

Die Gefangenen wehrten sich durch Hungerstreiks; nach dem dritten Streik, kurz vor dem Prozeß, erhielten Andreas Baader, Gudrun Ensslin, Jan Carl Raspe und Ulrike Meinhof, die man inzwischen nach Stuttgart-Stammheim verlegt hatte, die Erlaubnis, jeden Tag einige Stunden miteinander zu verbringen. Wie stark allerdings die Haftbedingungen inzwischen auf die Persönlichkeitsstruktur der Gefangenen gewirkt hatten, zeigt der Untersuchungsbericht des Psychologen Rasch, er konstatiert neben dem erheblichen Untergewicht Übermüdung, ernsthafte Kreislaufstörungen, Konzentrations- und Wahrnehmungsschwierigkeiten, vermindertes Leistungsvermögen, Kopfschmerzen, Koordinierungs- und Orientierungsschwierigkeiten.⁹

Am 10. September 1974 wurde ein erster Prozeß gegen Ulrike Meinhof eröffnet, im Zentrum der Anklage stand ihre Beteiligung an der Baader-Befreiung. Im November wurde sie zu acht Jahren Freiheitsstrafe verurteilt.

Das eigentliche Verfahren gegen die Begründer der RAF: Baader, Ensslin, Raspe und Meinhof aber begann am 21.5.1975, es sollte 192 Prozeßtage dauern – bis zum 28.4.1977. Das Urteil lautete lebenslänglich für alle Angeklagten; sie wurden für schuldig befunden, sechs Bombenanschläge, vier Morde, 39 Mordversuche (verwundete Personen bei Anschlägen und bei der Festnahme) verübt und eine kriminelle Vereinigung gegründet zu haben.

Ulrike Meinhof jedoch erlebte das Urteil nicht mehr mit; am Morgen des 9. Mai 1976 wurde sie aufgehängt in ihrer Zelle gefunden. Unmittelbar nach ihrem Tod begann die Auseinandersetzung darüber, ob Selbstmord oder

*Ulrike Meinhof bei ihrer Festnahme
(Foto dpa)*



8 Zit. nach: Mario Krebs, a. a. O., S. 242

9 Zit. nach: Stefan Aust, a. a. O., S. 64

Mord vorlag. Bis heute konnte die Frage nicht zweifelsfrei geklärt werden – ebenso wenig wie bei Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Jan Carl Raspe, die man am Morgen des 18. Oktober 1977 tot bzw. tödlich verwundet in ihren Zellen fand, nachdem durch die Befreiung der in einer Lufthansa-Boeing entführten 86 Geiseln auf dem Flughafen von Mogadischu der Versuch eines palästinensischen Kommandos gescheitert war, sie freizupressen.

Damit und mit dem Racheakt der zweiten Generation der RAF: der Hinrichtung des entführten Arbeitgeberpräsidenten Hanns-Martin Schleyer endete der »deutsche Herbst« 1977; die Bilanz von sieben Jahren »Untergrundkampf« waren 47 Tote und ein bisher nicht gekannter Ausbau des Polizeiparates mit modernsten Mitteln der Datenerfassung. Der Angriff auf den Staat hatte nicht zu einer Zerschlagung, sondern zu einer Stärkung des Staatsapparates geführt. Die Studentenbewegung aber verlor ihre Durchschlagskraft und spaltete sich in verschiedene Gruppierungen auf. Neben der kleinen Minderheit, die in den Sog terroristischer Gruppen geriet, gab es manche, die sich Drogen zuwandten, um auf diese Weise zu einer Veränderung – zunächst des eigenen Selbst – zu kommen. Andere erprobten in »Kommunen« neue Formen des Zusammenlebens und einer »anti-autoritären Erziehung«, wieder andere begaben sich auf den »langen Marsch durch die Institutionen«, um politisch langfristig doch noch etwas zu bewirken. Dabei durchmischten sich die Strömungen in vielfältiger Weise. Das Licht von »1968« hat ausgestrahlt, aber uneindeutig und gebrochen.

Wenn diese Zeit anhand einer Biographie wie der Ulrike Meinhofs im Geschichtsunterricht behandelt wird, lassen sich manche Themen im Erkenntnisgespräch oder durch Hinzuziehung ergänzender Materialien anschließen, etwa die Erörterung des Imperialismus im Blick auf den Vietnamkrieg und die Verhältnisse in Persien oder die Frage nach der Meinungsmanipulation im Blick auf die Pressekonzentration in der BRD. Zentral aber wird die Auseinandersetzung sein mit der Frage: Warum kippte der ursprüngliche Idealismus Ulrike Meinhofs um in Terror?

Warum kippte der Idealismus um in Terror?

Zu ihrer Beantwortung wird sich empfehlen, die Stationen ihres Weges im Sinne einer Charakterisierung zu verfolgen. Der Ausgangspunkt von Ulrike Meinhofs Engagement war ein christlich motivierter Pazifismus. Noch in den ersten Semestern ihres Studiums arbeitete sie in einer evangelischen Jugendgruppe mit; in der Mensa der Universität, so wird berichtet, betete sie vor dem Essen. Ganz auf der Linie einer christlichen Ethik lag ihr Protest gegen die atomare Bewaffnung der Bundeswehr, den sie mit Renate Riemeck und mit anderen engagierten Christen teilte.

In der Folgezeit wurde diese Motivation durch eine stärkere Politisierung ergänzt. Sie begann, die Wiederbewaffnung als Ausdruck eines Staates zu verstehen, in dem frühere Nazis im Militär, der Justiz, der Industrie und selbst in der

Politik wieder an Einfluß gewannen. Bestimmend für diese zweite Phase ihres Wirkens war ihre journalistische Tätigkeit, die sie veranlaßte, zu einer Fülle aktueller Themen: Ostpolitik und Gewerkschaften, Pressefreiheit und Notstandsgesetze, Imperialismus und antikoloniale Befreiungsbewegungen, von einer sozialistischen Position aus Stellung zu beziehen. Mit ihren weit mehr als hundert Kolumnen, die sie in den Jahren 1959 bis 1969 für »konkret« verfaßte, beeinflusste sie nachhaltig eine ganze Generation von jungen Oppositionellen: Studenten, Pfarrer, Gewerkschafter, Fürsorger, Schriftsteller und Journalisten. Ihr beruflicher Erfolg und die Heirat mit Klaus Rainer Röhl machte die unerbittliche Gesellschaftskritikerin nun selbst zu einem Teil des Establishments mit einem gehobenen Lebensstil und häufiger Anwesenheit auf den Partys der High Society.

Das Leiden unter dieser Zerrissenheit führte zur dritten Station ihres Weges: zum Bruch mit Röhl und »konkret« und zur Identifikation mit der Studentenbewegung. Durch ihre Recherchen über Randgruppen für Rundfunk und Fernsehen stieg sie zudem ein in die trostlose Welt von Elendsquartieren, Bewahrungsheimen, Fürsorgeanstalten und Fließbandhallen. Je intensiver sie ihre politischen Ideen mit ihrer persönlichen Betroffenheit verband, um so existentieller stellte sich ihr die Frage nach dem Handeln, nach einer Strategie politischer Systemveränderung. Angesichts der bestehenden Machtverhältnisse – vor allem der Einbindung der SPD in die große Koalition mit der CDU/CSU – wuchs ihr Zweifel an der Wirksamkeit des Wortes. In dieser Unsicherheit ließ sie sich faszinieren durch den militanten Aktionismus von Andreas Baader und Gudrun Ensslin, die – weitgehend unreflektiert – von der maoistischen Maxime ausgingen, alle Macht stamme aus den Gewehrläufen. Weil sie sich der revolutionären Sache mit ihrer ganzen Existenz widmen, weil sie endlich »etwas tun« wollte, verdrängte sie sowohl die instinktive Abneigung gegen Waffengewalt wie ihre gedanklichen Zweifel. Das Abtauchen in die Illegalität war nicht das Ergebnis bewußter Planung, sondern das Zufallsprojekt der dilettantisch durchgeführten Baader-Befreiung. Aber einmal im Untergrund, wollte sie ihre Freunde nicht verraten; sie begann nun einen Weg militanter Aktion zu rechtfertigen, der ihr früher absurd erschienen war.

Ist Gesellschaftsveränderung nur durch Gewalt möglich?

Überblickt man diesen Lebensweg von der christlichen Moralistin über die politische Publizistin und Anwältin der Entrechteten bis hin zur Terroristin, so erscheint der Bruch deutlich: Er liegt in der Anwendung von Gewalt. Denn Gewaltanwendung, wenn sie nicht als Notwehr in einer Diktatur erfolgt, impliziert die materialistische Maxime, Ideen seien letztlich wirkungslos und die Menschen nicht mehr als Marionetten des Systems. Im Rückblick hat sich dieser Weg als kontraproduktiv erwiesen, bewirkte er doch das Gegenteil des Beabsichtigten, nämlich eine Stärkung des Staatsapparates.

Die Auseinandersetzung mit der Tragik Ulrike Meinhofs kann damit die Ein-

sicht wecken für die Perspektive realer Gesellschaftsveränderung: Sie kann nicht an den Menschen vorbei, sondern nur mit und durch ihr Bewußtsein erfolgen. Die Intensität des Engagements, die Ulrike Meinhof vorgelebt hat, ist auf die Revolutionierung des geistigen Lebens und der gesellschaftlichen Einrichtungen: Universitäten, Schulen, Erziehungsheime und Fabriken zu richten, politischer Wandel muß in Demokratien auf demokratischem Wege erfolgen.

Wenn es gelingt, einerseits Verständnis zu wecken für das Anliegen Ulrike Meinhofs und der »68er«, und andererseits den Blick zu schärfen für Sackgassen und Möglichkeiten einer gesellschaftsverändernden Praxis, können die historischen Erfahrungen in die Zukunft hinein fruchtbar werden. Denn weiterhin gilt das Wort von Gustav Heinemann: »Mit allem, was sie getan hat, so unverständlich es war, hat sie uns gemeint.«

Karl Neuffer

Rudi Dutschke – eine Skizze

Wie kein anderer ist Rudi Dutschke mit der kurzen Ära in der bundesrepublikanischen Geschichte, die mit der Jahreszahl 1968 ihren Namen gefunden hat, verbunden, jedenfalls für die, die diese Zeit bewußt miterlebt haben. Wer war dieser Rudi Dutschke, der am Weihnachtsabend 1979, zehn Jahre nach dem Attentat auf ihn, an dessen Folgen starb? Bevor in einer knappen Skizze eine Antwort auf diese Frage gesucht wird, soll der Versuch unternommen werden, diese Zeit zu charakterisieren:

Das Jahr 1968 kennzeichnet eine Ära, in der durch die westliche Welt eine Rebellion der Jungen gegen die Alten in Gang kommt. Dabei laufen unterschiedliche, aus den verschiedensten Richtungen kommende Strömungen zusammen, deren Ursachen und Anfänge nicht leicht auszumachen sind. Hat nicht alles schon in den fünfziger Jahren mit dem Rock-and-Roll angefangen? ... Man könnte diese Frage bejahen. Dennoch haben die Proteste der jungen Generation in den späten sechziger Jahren eine andere Schlagkraft, da sie sich nicht nur in Konzertsälen entladen, sondern die gesamte Gesellschaft verändern wollen und den Kampf gegen die bestehenden Systeme auf der Straße durch Demonstrationen auszutragen suchen.

Zu dieser Zeit befand sich der Ost-West-Konflikt auf seinem Höhepunkt, in Ostasien tobte der Vietnamkrieg, in Europa herrschten in Spanien, Portugal und



Foto dpa

Griechenland faschistische Systeme, zu denen die westlichen Staaten freundschaftliche Beziehungen pflegten. Ganz zu schweigen von den Einmischungen des CIA zugunsten der Obristen in Griechenland und südamerikanischer Diktaturen. In Chile wurde der demokratisch gewählte sozialistische Präsident Allende mit Hilfe des CIA durch einen Militärputsch beseitigt.

Damit war die Glaubwürdigkeit der in ihren Verfassungen auf den Menschenrechten basierenden westlichen Demokratien bei der kritischen Intelligenz weitgehend erschüttert, denn die Menschenrechte wurden nur da ins Spiel gebracht, wo sie sich ins antikommunistische Konzept einordnen ließen oder den wirtschaftlichen Interessen dienten. Der in der Adenauerzeit systematisch gepflegte Antikommunismus, der zum Teil auch die Sozialdemokraten treffen sollte, spielte dabei in der Bundesrepublik eine besondere Rolle – vor allen Dingen vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Vergangenheit, die angesichts der prosperierenden Wirtschaft verdrängt worden war. Ehemalige Nazis waren ungeachtet ihrer Vergangenheit in der jungen Demokratie wieder zu Amt und Würden gekommen und zeigten sich als eifrige Demokraten. Der durch amerikanische Kredite finanzierte Wiederaufbau nach dem Krieg machte es möglich, daß mit der Demokratie Geld verdient wurde. Genau das hatte Karl Marx schon im vorigen Jahrhundert an der bürgerlichen Demokratie kritisiert. Von daher lag es nahe, sich dieser Kategorien zu bedienen, um die Widersprüche der westlichen Demokratien aufzudecken, ungeachtet dessen, was in der Sowjetunion aus dem

Marxismus geworden war. In erster Linie ging es darum, die Ideale der Französischen Revolution, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit durchzusetzen. Allerdings hatten sich die sozialen Verhältnisse im Vergleich zum 19. Jahrhundert radikal verändert. Das Proletariat hatte begonnen, sich nach und nach in der nivellierten Mittelstandsgesellschaft (Schelsky) aufzulösen und war an radikalen Veränderungen der Gesellschaftsform nicht interessiert. Die soziale Ungerechtigkeit hatte längst einen globalen Charakter angenommen und wurde am Verhältnis der reichen Industrienationen zu den Ländern der Dritten Welt deutlich, in denen zumeist unmenschliche Diktatoren die Sachwalter westlicher Wirtschaftsinteressen waren, so daß auch die ersten großen »subversiven Aktionen« der außerparlamentarischen Opposition sich gegen die Besuche solcher Diktatoren wandte. 1964 war es Moise Tschombé und im Juni 1967 der Schah von Persien, die Berlin besuchten und den Protest der Studenten hervorriefen.

Während sich die opponierenden Studenten gegen den totalitären Sozialismus in Osteuropa scharf abzugrenzen suchten, galten die revolutionären Befreiungskämpfer Südamerikas wie Che Guevara als Heilige, die als Märtyrer im Kampf um Gerechtigkeit ihr Leben gelassen hatten.

Eine neue Wirklichkeit schaffen – Aufgabe der Menschheit

Aber es waren nicht nur die globalen sozialen Ungerechtigkeiten, welche die Bereitschaft zum Protest gegen das Establishment, wie man damals sagte, hervorriefen. Es waren die aus der wilhelminischen Ära ungebrochen in die bundesrepublikanische Gesellschaft transportierten autoritären Strukturen an Schulen und Hochschulen, welche die Protestbereitschaft von Schülern und Studenten zum Überkochen gebracht hatten. Hier war es nicht Marx, der das theoretische Instrumentarium des Protests bereit hielt, sondern die Psychoanalyse Freuds, die einsichtig machte, daß die bürgerliche Gesellschaft auf dem Prinzip des Triebverzichtes beruhe und deshalb ihr anfängliches Versprechen auf Glück des Individuums nicht einlösen könne, sondern auf repressiven Mitteln bestand.

Die Frankfurter Schule, insbesondere Horkheimer und Adorno, die aus der amerikanischen Emigration in die Bundesrepublik zurückgekommen waren, um ihre Lehrtätigkeit in Frankfurt am Main fortzusetzen, hatte schon in den zwanziger Jahren mit ihrer kritischen Theorie eine Brücke zwischen Marx und Freud zu schlagen versucht, um den repressiven, das menschliche Individuum bedrohenden Charakter der kapitalistischen Massengesellschaft, die den Faschismus nicht ausschloß, zu analysieren. Aber der sozialistische Totalitarismus, der sich mittlerweile in Osteuropa fest etabliert hatte, ließ für die Denker der Frankfurter Schule den einzigen Schluß zu, daß alle politische Praxis auf unbestimmte Zeit vertagt und einzig ein individuell sich formulierender Widerstand gegen die Vermassung zulässig sei.

Rudi Dutschke trat dieser Haltung entgegen und wollte ungeachtet der weltpolitischen Situation, gestützt auf die protestbereiten Studenten, eine revolutionäre

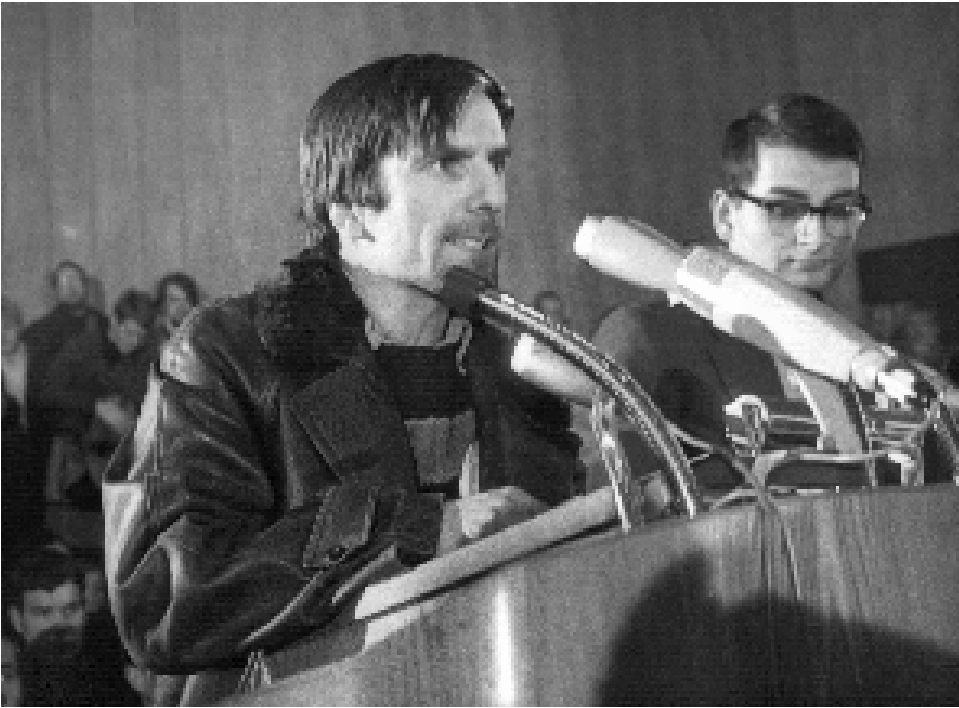


Foto dpa

näre Veränderung der Gesellschaft herbeiführen. Was hat diesen Menschen dazu bewegt, Revolutionär zu werden? Am Karfreitag, dem 20. März 1963 schreibt er in sein Tagebuch:

»In diesen Stunden verschied keuchend im Morgenlande der Welt größter Revolutionär – Jesus Christus.

Die nichtwissende Konterrevolution schlug ihn ans Kreuz.

Christus zeigt allen Menschen einen Weg zum Selbst.

Dieses Gewinnen der inneren Freiheit ist für mich allerdings nicht zu trennen von der Gewinnung eines Höchstmaßes an äußerer Freiheit, die gleichermaßen und vielleicht noch mehr erkämpft sein will.

Den Ausspruch Jesu: »Mein Reich ist nicht von dieser Welt« kann ich nur immanent verstehen. Natürlich, die Welt, in der Jesus wirklich lebte und arbeitete, war noch nicht die neue Wirklichkeit.

Diese galt und gilt es noch zu schaffen, eine hic et nunc-Aufgabe der Menschheit.«¹

Er wurde 1940 in einem kleinen Ort in der Mark Brandenburg geboren, als der Vater wie fast alle wehrfähigen Männer im Krieg war – und erst 1947 aus der

1 Gretchen Dutschke, *Wir hatten ein barbarisch schönes Leben*, Rudi Dutschke, eine Biographie, Köln 1996, S. 48

Kriegsgefangenschaft heimkehrt. Rudi verbringt mit seinen drei älteren Brüdern die Kindheit, typisch für die im Krieg Geborenen, ohne Vater. Die Schulzeit ist geprägt von der Nachkriegszeit und dem Übergang der sowjetisch besetzten Zone in die Deutsche Demokratische Republik. Das Lernen fällt ihm leicht, so daß ihm genug Zeit bleibt, Leichtathletik bis zur Erschöpfung zu trainieren. Gretchen Dutschke schreibt: *»Für Rudi war damals der Sport das wichtigste im Leben. ... Sein Traum war, einmal Olympiasieger zu werden.«*²

Christlicher Sozialist ...

Sollte trotz der sportlichen Erfolge nichts aus dem Olympiasieg werden, dann wenigstens Sportreporter; deshalb übt er schnelles Sprechen, das ein Radiokommentator beherrschen muß. Doch alle seine Fähigkeiten nützen ihm im real existierenden Sozialismus ebensowenig wie seine proletarische Herkunft. Dutschke begreift sich als christlichen Sozialist, betet in der evangelischen Gemeinde für die Aufständischen in Ungarn und tritt in der FDJ-Schulgruppe offen gegen den Dienst in der Volksarmee auf. Damit war ihm der Weg, auf die Universität zu gehen, um Sportjournalist zu werden, versperrt, und er trat eine Lehre als Industriekaufmann an. Nach Abschluß der Lehre wird er vom Betrieb zum Studium vorgeschlagen. Das Studium könnte er haben, allerdings nur, wenn er vorher zwei Jahre bei der NVA dienen würde. Als überzeugter Pazifist lehnt Dutschke ab.

Er will studieren und geht in den Westen. Dort wird sein Abitur nicht anerkannt, er drückt noch einmal die Schulbank und meldet sich an der Askanischen Schule in Berlin-Tempelhof für die Abitursklasse an. Die Mauer gab es noch nicht, es wäre sogar noch möglich gewesen, zwischen Luckenwalde und Berlin zu pendeln. Doch der Weg ist zu weit, so daß er sich ein Zimmer in West-Berlin nimmt. Dutschke will immer noch Sportjournalist werden und schreibt Reportagen für die »BZ«.

Was die biographischen Stationen dieses Lebens bis zu diesem Punkt ausmacht, ist die innere Konsequenz, der aufrechte Gang. Er ist nicht bereit, das, was er für richtig erkannt hat, sein Selbst, für eine Karriere im SED-Staat zu opfern, ebensowenig ist er bereit, sich dem westlichen System anzupassen. Die christliche Grundüberzeugung, die ruhelose Suche nach Erlösung ist das Movens dieser Biographie bis zu ihrem Ende. Der Mauerbau, die Trennung von der Familie setzen im Westen das fort, was im Osten begonnen hatte. Er will, so schreibt Gretchen Dutschke in ihrer Biographie,³ nicht mehr Journalist werden, sondern Soziologie studieren, um die Welt, in der er lebt, zu verstehen. Eine Welt, in der zwischen Menschen Mauern gebaut werden konnten.

Am Steinplatz in Berlin-West trifft Dutschke die Existentialisten, die Heidegger und Sartre diskutieren. Heideggers Kritik an der Massenkultur gefällt Dutschke,

2 Ebenda, S. 24.

3 Ebenda, S. 37

aber hat sich dieser »an sich« großartige Denker nicht gegenüber dem Nationalsozialismus zu positiv verhalten? An der FU, im Seminar bei Richard Löwenthal, lernt Dutschke den marxischen Begriff der Entfremdung kennen, der die gesellschaftliche Bezogenheit des Seins einschließt und gegen die Abstraktion des hegelschen Seinsbegriffs als reiner Abstraktion opponiert. Letztlich ist es doch die Ökonomie, die die reale Seinsempfindung eines wirklich existierenden Menschen bestimmt, und so darf es nicht sein. Aller Fleiß, der von da an Rudi Dutschkes Leben bestimmt, ist von dieser Einsicht beseelt. Er nimmt den Kampf auf der Straße auf sich, um ihm letztendlich zu erliegen, weil eine irregeleitete Seele auf ihn schießt, die nicht weiß, was sie tut. »Am Gründonnerstag, den 11. April 1968, eine Woche nach der Ermordung von Martin Luther King in den USA, wurde Rudi in West-Berlin auf offener Straße von einem durch die Springer-Presse aufgehetzten Hitler-Verehrer namens Josef Bachmann niedergeschossen.«⁴

... und charismatische Integrationsfigur

Rudi Dutschke wurde zur charismatischen Integrationsfigur dieser Protestbewegung, obwohl er eine Sprache an den Tag legte, die nur von den höheren Semestern verstanden wurde. Für das Charisma mußten Rudi Dutschke, seine Frau und nicht zuletzt seine Kinder hart bezahlen.

Nach dem Attentat mußte Rudi Dutschke wieder Sprechen und Schreiben lernen. Das alles war mühsam, ja zeitweise qualvoll und brauchte die Disziplin eines Sportlers, die er zum Glück hatte. Danach hieß es, ohne feste Anstellung und festes Einkommen mit viel alltäglicher Mühe und Arbeit zu leben. Die Odyssee nach dem Attentat, die man als harte Jahre des Exils bezeichnen darf, hätten genügt, um einen Kerngesunden in den Zusammenbruch, ja, in den Tod zu treiben. Woher haben die beiden, Rudi Dutschke und seine Frau, die Kraft genommen, das alles, was Gretchen Dutschke fast in heiterer Gelassenheit als »barbarisch schönes Leben« schildert, zu ertragen? Ist es der Glaube oder das Wissen um den »Geist der Utopie«, in dem beide sich zu finden suchten und vielleicht sogar bei sich selbst waren?

Wer Rudi Dutschke gekannt hat, weiß, daß die Schilderung, die Peter Schilinski von ihm gibt und die Gretchen Dutschke am Anfang des Buches zitiert,⁵ richtig ist. Überzeugend war nicht seine Ideologie, sondern seine Menschlichkeit, die sich darin äußerte, daß es ihm um den Einzelnen ging und gar nicht um die Masse, die er durchaus zu faszinieren verstand. Sicher war er auch der Schelm, der Bücher klaute und schwarz mit der Eisenbahn fuhr, der seine Termine verschief und viele auf sich warten ließ. Kein Heiliger und doch einer – denn was wäre die Welt ohne sie – aber ein menschlicher.

Was den »heiligen« Rudi ausmacht, ist, daß er sich auf den Weg zu sich selbst begeben hat und auf diesem Weg erst einmal Marxist geworden ist, um heraus-

4 Ebenda, S. 197

5 Vgl., ebenda, S. 155

zufinden, daß seine Sehnsucht nach Freiheit zum Menschsein gehört. Ein nicht unwesentlicher Schritt, um Christ zu sein.

Interessant sind die Berührungspunkte, die Dutschke mit der Anthroposophie hatte. Noch vor dem Attentat lernte er auf Sylt Peter Schilinski und Ulle Weber kennen, und es kommt zu gemeinsamen Aktionen im Witthuis. Die beiden entschlossenen »Dreigliederer« Weber und Schilinski verabredeten sich mit Dutschke, um gemeinsam Steiners »Kernpunkte der sozialen Frage« zu lesen, doch dann fallen die Schüsse am Kurfürstendamm. Erst am Ende seines Lebens wurden die Kontakte mit den »Achbergern«⁶ wieder geknüpft, doch Rudi Dutschke stirbt am Weihnachtsabend 1979 an den Spätfolgen des Attentats. Es ist bezeichnend für diesen Revolutionär, daß er immer nach neuen Denkansätzen sucht und sich nicht in Ideologeme verbeißt, die von der Wahrnehmung der Wirklichkeit abschotten. Genau dies geschah mit den Begründern der »Bewegung 2. Juni«, aus der später die RAF hervorging. Im Deutschen Herbst 1977, als Hans Martin Schleyer von der RAF ermordet wurde, schrieb Rudi Dutschke, der von Medien und Politikern, ähnlich wie Heinrich Böll, für den Terrorismus in Deutschland mitverantwortlich gemacht wurde:

»Wenn Strauß, Springer, Filbinger, Dregger bis hin zu Schmidt vom linken ›geistigen Nährboden‹ des Terrorismus faseln, dann muß ihnen geistige Armut und politisches Denunziantentum ausgesprochen werden. (...) All diesen Profis der Lüge kann ich nur sagen: Nachdem ich die Kugeln schon im Kopf hatte, war ich es wert, als Mensch zu gelten, vorher hatten die Herren da oben alles getan, um ein geistiges, politisches und sozialpsychologisches Klima der Unmenschlichkeit wachsen zu lassen. Wir haben keinen Grund, die Ermordung von Benno Ohnesorg am 2.7.67 und den 11.4.68 zu vergessen. Da war nicht klammheimliche ›Freude‹, da war offene Freude der Herrschenden. Ach hätten die Strauß, Springer und Walden nur einen Moment echter christlicher Substanz, dann wäre ihnen die ›Mitschuld‹ von damals heute nicht so unbekannt.«⁷

Dieses von einem nie nachlassenden Fleiß gekennzeichnete und unvollendete Leben hat kein großes theoretisches Werk hinterlassen. Wäre Ernst Bloch so früh gestorben wie Rudi Dutschke, niemand würde ihn heute kennen. Rudi Dutschkes Werk ist sein Leben, und es ist Gretchen Dutschke zu danken, daß sie ihr Leben mit ihm beschrieben hat, wie unvollkommen solche aus allzu großer Nähe geschriebenen Biographien auch sein mögen.⁸

Zum Autor: Karl Neuffer, geb. 1951 in Wattenscheid. Studium der Germanistik, Geschichte, Kunstgeschichte und Philosophie in Marburg und Berlin. Seit 1980 Lehrer an der Oberstufe der Freien Waldorfschule in Essen.

6 Eine Gruppe junger Anthroposophen, die mit der Gesellschaftskritik Rudolf Steiners ernst machen wollten. Anm. d. Red.

7 Ebenda, S. 413 f.

8 Einige aufschlußreiche biographische Situationen sind in »Erziehungskunst« 5/1998, S. 553 ff. von Mona Doosry wiedergegeben.